

Kay Lutter

Bluessommer

Eine Geschichte von Freiheit,
Liebe und Musik hinter
dem Eisernen Vorhang

LAGO

© des Titels »Bluessommer« von Kay Lutter (978-3-95761-171-0)
2017 by Lago, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.lago-verlag.de>

Waiting for the sun
Waiting for you to tell me
What went wrong

(Jim Morrison)

Irgendwann werd ich mal ...

Wir starrten gelangweilt in den vollen Aschenbecher, der einsam in der Mitte des Tisches stand. Die drei gleichzeitig verglimmenden Zichten ließen sich alle Zeit der Welt. Die Farbe der Tischdecke schmerzte mir in den Augen und irritierte mich ein wenig – ein verblichenes Orange, verziert von braunen Kringeln, die sich ohne erkennbares Muster dahinschlängelten.

Unsere Stammkneipe hatte eindeutig schon bessere Tage gesehen, ihr Flair hatte inzwischen etwas von einer Bahnhofsgaststätte. Für uns war das völlige Nebensache, wir fühlten uns hier ohnehin wie auf der Durchreise. Hässliche Tischdecken gehörten zu den Dingen, die uns im Leben am wenigsten störten. Hauptsache, es war billig, ging schnell und wir bekamen einen Tisch an der Fensterfront, damit wir sehen konnten, wer noch so im Anmarsch war.

Im Stillen hatte ich gehofft, meine Freunde heute in besserer Stimmung anzutreffen, denn eigentlich stimmten doch alle Voraussetzungen für das Besäufnis, das wir geplant hatten. Sogar die Sonne schien überraschend warm durch die großen, ungeputzten Fenster, und mir wurde plötzlich bewusst, wie verräuchert der Laden am späten Nachmittag schon war. Es gehörte zu unseren alten Traditionen, dass wir in dieser Kneipe vorglühten und uns anschließend in hitzige Diskussionen stürzten, wann immer es ein paar wichtige Dinge im Zusammenhang mit unserer Band zu klären gab.

Vor knapp zwei Wochen war der Frühling befohlen worden, wie Floyds Cousin seit seiner Rückkehr von der Nationalen Volksarmee nicht müde wurde zu betonen. Er sprach so, als wäre er noch immer Soldat. Ich wusste auch nicht, warum ich plötzlich an Floyds Cousin denken musste, Frank war eigentlich ein Typ, der uns mit seiner blöden Art extrem auf die Nerven ging. Er mischte sich immer und überall zum ungünstigsten Zeitpunkt ein, dafür hatte er wirklich ein Händchen. Floyd mochte ihn trotzdem und betrachtete Frank als eine Art Ersatzbruder.

Angesichts seiner Rückkehr machte mir meine eigene drohende Einberufung zunehmend Angst – irgendeine Macke behielt jeder von seinem achtzehnmonatigen Zwangsaufenthalt bei der NVA zurück. Frank war definitiv nicht mehr derselbe, er redete jetzt pausenlos in Rätseln, sprach von Es und von Maßbändern, die man jeden Tag abschnitt und die als Kalender erhalten mussten. Er erklärte uns lustige Spiele wie Heimreise oder Musikbox, bei denen die naivsten der neu angekommenen Soldaten in einen Schrank gesperrt wurden und für den Rest der Belegschaft singen mussten.

Aber Floyds Cousin sollte heute nicht unser Thema sein, sondern es war Floyd selbst, was ihm sichtlich unangenehm war. Der Mai versuchte sich mit ungewohnt warmen Temperaturen in Szene zu setzen, trotzdem behielt mein Freund stoisch seine dicke, braune Motorradlederjacke an, die ihm sein Vater vermacht hatte. Sie stand ihm gut, ganz ohne Frage, und seine blonden Locken, die ihm bereits bis auf den Kragen fielen, machten ihn zusätzlich bei den Mädchen beliebt. Er musste kein Instrument spielen, um aufzufallen. Floyd punktete mit Aussehen, wohingegen Porni auf sein selbstsicheres Auftreten und seine große Klappe setzen musste.

Floyd klammerte sich krampfhaft an sein Bierglas und zuckte nervös mit dem linken Augenlid. Obwohl ich ihn schon so lange kannte, hatte ich dieses Zucken noch nie bemerkt. Ein schlechtes Zeichen, ich tat so, als hätte ich es nicht gesehen. Floyd fühlte sich ganz offensichtlich wie

vor einem Tribunal. Ganz unauffällig trocknete er sich seine schweißigen Hände am Tischtuch ab und tat dabei so, als wäre ihm etwas vom Tisch gefallen.

Er blieb stumm. Selbst der halbwegs romantische Ausblick auf das Hafenbecken der Potsdamer Weißen Flotte, deren Ausflugsdampfer in Reih und Glied vor der Kneipe festgemacht hatten, konnte ihn nicht aus der Reserve locken. An jedem anderen Tag wäre das alles perfekt gewesen, an jedem anderen, aber heute eben nicht.

Scheiße, schoss es mir durch den Kopf, genauso frustrierend hatte ich diesen Abend kommen sehen. Ich hatte definitiv eine pessimistische Ader, bei mir war das Glas eher halb leer als halb voll, und wenn meine Vorahnungen dann eintrafen, fühlte ich mich regelmäßig bestätigt.

Ich hatte in den letzten vier Wochen an nichts anderes denken können, und nun war es so weit: Wir kamen an diesem Samstagabend mit einem unglaublichen Tinnitus in den Ohren von der Probe zurück und mussten diskutieren, wie es weitergehen sollte – und ob es überhaupt weitergehen sollte. Keiner meiner Freunde hatte Lust, den Mund aufzumachen und das Gespräch zu eröffnen, ein komplizierter Abend hing in der Luft, und niemand wollte dafür die Verantwortung übernehmen.

Floyd und Porni waren meine besten Freunde, ganz ohne Frage, wir kannten uns seit Ewigkeiten. Umso schwerer fiel es uns, Floyd beizubringen, dass Porni und ich nach Berlin gehen würden. Ob er nun mitkommen wollte oder nicht, unsere Entscheidung stand fest. Der Abend in der Kneipe war lediglich eine Vorbesprechung, bevor wir mit den restlichen Jungs reden konnten. Floyd hing noch mit ganzem Herzen an der Band, während uns in der Enge der Provinz die Decke auf den Kopf fiel.

Porni war keine große Hilfe, er fuhr sich pausenlos durch die Haare, wie er es immer machte, wenn er nervös war. Sein Versuch, sich die Haare wachsen zu lassen, erinnerte optisch eher an David Bowie zu Zeiten von »Ziggy Stardust« als an die Mode der Blues- und Hippiebands, die Floyd

und ich so liebten. Er trug einen Seitenscheitel und fiel damit völlig aus dem Rahmen. Porni gab sich gern dandyhaft, entsprechend war es seine Idee gewesen, dass wir irgendwann damit anfangen, in alten Trenchcoats herumzulaufen. Bei gutem Wetter und Sonnenschein stellte sich Porni gern in die erste Reihe, aber wenn es wirklich darauf ankam, starrte er auf den Boden und brachte kein Wort über die Lippen. Und ich selbst hatte keine Lust, schon wieder den Bandsprecher machen zu müssen, die Rolle wurde mir an den miesen Tagen viel zu oft übertragen.

Also schwiegen wir.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich an den Anblick der Tischdecke. Es machte mir sogar Spaß, die Muster in meinem Kopf verschwimmen zu lassen und zu immer neuen Dingen zusammenzusetzen. Ich würde so lange die Tischdecke und den Aschenbecher fixieren, bis einer der Kollegen den Mund aufmachte oder besoffen vom Stuhl fiel.

Dabei konnte ich mir weiß Gott Schöneres vorstellen, als mit den beiden hier herumzusitzen. Zum Beispiel hätte ich zu Hause das Sofa für mich allein in Beschlag nehmen und mir im Fernsehen die Zusammenfassung der DDR-Oberliga ansehen können. Union Berlin spielte schon wieder eine Klasse tiefer, und trotzdem reichte es nur für knappe Ergebnisse. Es war einfach zum Heulen. Nach dem Unentschieden gegen Stahl Eisenhüttenstadt und dem jämmerlichen 0:0 gegen Motor Hennigsdorf fiel es uns mittlerweile immer schwerer, uns zu den Heimspielen nach Berlin aufzuraffen, um uns dort Not gegen Elend anzusehen. Wir hatten uns in diesem Jahr bereits frühzeitig damit arrangiert, dass Union wieder einmal knapp am Aufstieg vorbeirattern würde.

Die Zeit verrann, wir tranken nutzlos unsere Biere, die Anspannung wurde langsam unerträglich. Die letzten Sonnenstrahlen waren verschwunden, und der Anblick meiner beiden Freunde sprach Bände: Floyd und Porni starrten frustriert vor sich hin. Nach dem fünften halben Liter Potsdamer Pilsener waren ihre Gesichter stärker durchblutet, als das normalerweise der Fall war, trotzdem schwiegen sie weiter

hartnäckig. Von wegen Alkohol hätte eine enthemmende Wirkung. Wenn man wirklich einmal darauf spekulierte, funktionierte es einfach nicht. Von Porni, unserem Bandgroßmaul, hätte ich etwas mehr Redefreudigkeit erwartet, wenigstens einen seiner blödsinnigen Sprüche. Ihn ging das alles schließlich genauso viel an wie mich. Und auf Hilfe von außen konnten wir nicht hoffen. Henry, unser Gitarrist, war weit weg. Er wartete drüben mit dem anderen Teil der Band im Proberaum und wusste ziemlich genau, dass wir hier zu dritt in der Kneipe saßen und über das Ende der Band und den endgültigen Abschied aus unserer Heimatstadt diskutierten. Die Stimmung in den letzten Wochen war beschissen gewesen. Für mich waren Henry und der Rest von Madstop bereits seit zwei Stunden Vergangenheit.

Porni und ich hatten beschlossen, die Band zu verlassen, um unser Glück in Berlin zu versuchen. Es gab ja nicht besonders viele Möglichkeiten, um als Musiker zu arbeiten oder gar Musik zu studieren. Es blieben, neben Berlin, eigentlich nur noch Weimar, Leipzig und Dresden übrig. Alles nördlich von Berlin war unbekanntes Niemandsland, in das keine ernst zu nehmende Band jemals einen Fuß setzte. Hier wohnte niemand, den man kennen wollte, ganz im Gegensatz zum Süden des Landes.

Dresden war eine schöne Stadt und hatte ein paar ganz abgefahrene Bands zu bieten, lag aber mitten im Tal der Ahnungslosen, also weit entfernt von der Reichweite der Westsender, die eine Grundvoraussetzung für den Empfang brauchbarer Musik waren. Radio Luxemburg? AFN? RIAS II? Nach Dresden wollte niemand freiwillig. Porni hatte mich eines Tages während der *Sportschau* grinsend gefragt, ob ich wüsste, was die Buchstaben ARD zu bedeuten hätten. Ich hatte den Kopf geschüttelt.

»Was? Den kennst du noch nicht? Alter, wo kommst du denn her?« Er klopfte sich mit einem gewaltigen Lachen auf die Oberschenkel. »Außer Raum Dresden, verstehst du?«

Dresden kam also nicht infrage, wobei Potsdam in Sachen Provinzialität auch nicht viel besser war, mal abgesehen vom Radioempfang. Sollten die anderen doch machen, was sie für richtig hielten. Wir würden

hier abhauen, nicht nach Dresden, nicht nach Weimar oder Leipzig, sondern in die Hauptstadt – und zwar so schnell wie möglich.

Ich wartete anscheinend umsonst darauf, dass sich Porni zu Wort meldete. Wir beobachteten zu dritt, wie sich der Aschenbecher zwischen uns mit beeindruckender Geschwindigkeit füllte. Der Kippenberg konnte einem schon ein schlechtes Gewissen machen, auf jeden Fall könnte unser Sportlehrer, der ewig rotgesichtige Herr Degenkolbe, recht behalten mit seiner Prognose, dass wir in zwei Jahren eine lächerliche Stadionrunde nur noch auf allen vieren beenden würden, wenn wir unseren Lebenswandel nicht rigoros änderten.

Warum konnte ich nicht einfach einmal locker bleiben und den Dinge ihren Lauf lassen? Warum konnte ich mich nicht zurücklehnen und in Ruhe warten, bis einer der anderen etwas sagte? Warum musste ich alles sofort klären? Ich kam mir manchmal wie ein gottverdammter Pedant vor, zumindest schlummerte tief in mir ein Perfektionismus, der mich fast schon krank machte. Permanent blieb ich hinter meinem Anspruch an mich selbst zurück. Dieser zum Scheitern verdamnte Kampf, den ich einfach nicht gewinnen konnte, machte mich am Ende wohl zum Pessimisten.

Den Schwermut hatte ich wohl von meinem Vater geerbt. Er redete zwar nie darüber, aber in der dunklen Jahreszeit überfiel ihn regelmäßig eine Art lähmende Winterdepression, und erst im Frühjahr, wenn es heller und wärmer wurde, war er wieder ganz er selbst. Ich ärgerte mich oft darüber, dass ich mich nicht gelegentlich fallen lassen konnte wie Porni. Ich bewunderte ihn insgeheim für seine Oberflächlichkeit und wünschte, ich hätte wenigstens einen ganz kleinen Teil davon bekommen.

Meine Mutter war eine äußerst lebensfrohe Frau, leider hatten sich ihre Gene bei mir kaum durchsetzen können. Ich hatte ein gutes Verhältnis zu meinen Eltern, wenn ich mich auch manchmal fragte, ob die beiden mit zunehmendem Alter nicht etwas wunderlich wurden.

Insbesondere an meinem Vater entdeckte ich mit der Zeit Wesenszüge, die mir noch nie aufgefallen waren. Wenn ich ihn zum Beispiel fragte, warum er an der Tankstelle in Michendorf, ausgerechnet dort, wo auch Floyd, Porni und ich uns schon oft erfolglos die Beine in den Bauch gestanden hatten, an einem der zahllosen Trampler vorbeifuhr, zuckte er nur mit den Schultern.

»Mensch, Mike!«, versuchte er sich dann herauszureden, »früher sind wir doch auch getrampt und haben uns gefreut, wenn wir mitgenommen wurden. Aber das waren ganz andere Zeiten! Ich kann nicht so einen langhaarigen Penner einladen, den ich nicht mal kenne und dem wahrscheinlich nach fünf Minuten schon die Bierflasche auf dem Rücksitz umkippt. Außerdem sind die nicht versichert.«

Ich konnte das einfach nicht glauben. Mein Vater klang, als ob seine besten Jahre schon eine Ewigkeit zurücklagen. Dabei war er gerade Mitte vierzig! Und wenn er nur kurz in den Rückspiegel geblickt hätte, dann wäre ihm sicherlich nicht entgangen, dass da genau so ein langhaariger Typ bei ihm im Auto saß, nur dass es sich in diesem Fall um seinen eigenen Sohn handelte. Ich wurde aus ihm einfach nicht mehr schlau. In der vergangenen Woche hatte es ihn nicht im Geringsten gestört, dass Mutter mir den ungefähr sechsunddreißigsten Flicker auf meine Jeans genäht hatte – wo genau da der Unterschied zu den Trampeln lag, war mir schleierhaft.

Die spießigen Anwandlungen meines Vaters machten mich nachdenklich. Früher jedenfalls hatte ich mich nie für ihn schämen müssen. Er war selbst einmal Musiker gewesen, war einige Jahre mit seinen Freunden durch die Kneipen gezogen und hatte etwas Geld nebenher verdient. Und ich glaubte, dass er nicht nur des Geldes wegen unterwegs gewesen war, er war immer noch fasziniert, wenn im Fernsehen für eine Best-of-Schallplatte der Kinks, der Rolling Stones oder von Bill Haley geworben wurde. Dann schnappte er sich seine alte Halbresonanz-Gitarre, die immer griffbereit in der Ecke zwischen Schrankwand und Sofa stand, und versuchte das jeweilige Riff mitzuspielen.

»Hier, Mike! So geht das! Und hörst du den Bass?« Er versuchte, die Harmonien auf seine Gitarre zu übertragen, und summte mir den Bass dazu vor. »Nicht sehr kompliziert, aber gut. Hier, ganz einfach!«

Die Begeisterung meines Vaters für die alten Rock'n'Roll-Helden war echt, und ich schätzte, dass sein Spitzname »Zonen-Elvis« auch nicht von ungefähr kam. Meine Mutter lächelte nur geheimnisvoll, wenn seine alten Freunde bei uns zu Besuch waren und unzählige Schnäpse getrunken und alte Geschichten ausgetauscht wurden. Irgendwann war es dann immer so weit, dass sie mich aufforderten, den Bass aus meinem Zimmer zu holen, um mit ihnen zu jammen, und ich versuchte, so gut es ging, mit ihnen mitzuhalten. Jahre später fand ich heraus, dass die Band nicht sonderlich gut war, und vielleicht war es deshalb für Zonen-Elvis auch so wichtig, mich irgendwann auf der Musikschule anzumelden – ich sollte ein besserer Musiker werden als er.

Ein großer Fehler meines Vaters war allerdings sein Hang zu übertriebener Ordnung. Als ich ein kleiner Junge war, liebte er es, mich zu kontrollieren. Dann schritt er wie ein Feldweibel durch mein Zimmer und wischte mit dem Finger über die höchsten Schrankkanten, um anschließend den Staub genüsslich wegzupusten. »Hast du nicht gesagt, du hättest aufgeräumt?«

In meinem Zeugnis las er die Kopfnoten immer zuerst. »Ordnung: drei, Mitarbeit: drei! Wieso das denn? Du hättest wenigstens ein bisschen was von mir erben können!«

Tatsächlich hatte ich wohl eher zu viel von ihm geerbt, was ich mir lange nicht eingestehen wollte. Und nun merkte ich, dass ich ebenfalls begann, eine besondere Art Perfektionismus zu entwickeln. Auf Gedeih und Verderb musste ich immer alles zu Ende bringen – das konnte wirklich ein Fluch sein, und mit der Zeit begann ich höllisch darunter zu leiden.

Abgesehen von der zunehmenden Spießigkeit meines Vaters liebte ich meine Eltern. Wer von meinen Freunden konnte das schon behaupten, abgesehen vielleicht von Porni? Sein Vater war für uns ohnehin der

König. Er war seit seiner Scheidung alleinerziehend, schon das war für uns ziemlich exotisch. Pornis Vater hatte früher als Fernfahrer gearbeitet und kannte die Welt westlich der Mauer zumindest von den Autobahnen her, was ein ziemlich großes Privileg war. Westen war Westen, das galt auch für die Autobahn. Wer von uns konnte von sich behaupten, jemals durch den Rest Deutschlands in Richtung Brüssel, Paris oder Rotterdam gefahren zu sein?

Nach einem schlimmen Unfall sattelte er dann auf einen Linienbus um und fuhr den lieben langen Tag durch den gesamten Bezirk Potsdam. Seine Ziele hießen nun Kyritz, Premnitz, Brandenburg und Flughafen Berlin-Schönefeld. Irgendwann nach der Scheidung lebte Porni dann bei ihm.

Wie viel doch in so einen Mitropa-Aschenbecher passte! Es war einfach unglaublich. Die hässlichen Plastikblumen, die auf dem Tisch standen, fielen mir erst jetzt auf, ich hatte sie, so völlig in Gedanken versunken, überhaupt nicht wahrgenommen. Dabei konnte man sie eigentlich gar nicht übersehen.

Der VEB Kunstblume Sebnitz hatte hier ganze Arbeit geleistet. So etwas funktionierte nur in der DDR, weil man in diesem Land eben keine Konkurrenz zu befürchten hatte. Wahrscheinlich war die Firma stolz darauf, den Titel »Alleinhersteller in der Deutschen Demokratischen Republik« tragen zu dürfen. Ich hätte schwören können, dass auch die kleinen Blumenmonster aus Plastik von frustrierten Schülern im PA-Unterricht zusammengefaltet wurden, so lieblos, wie die aussahen. Die einen fummelten eben Plastikblumen zusammen, während die anderen Schrauben sortierten. Wir wiederum produzierten Druckknopfsteuerelemente, schwere und unhandliche Dinge, auf denen sich nur vier Knöpfe befanden, deren Sinn sich uns nicht erschloss.

Die bleichen Blumenimitate schrien förmlich nach Wasser, und so füllte ich die hässliche Vase randvoll mit Bier und zauberte damit endlich ein Lächeln auf die Gesichter meiner beiden Freunde.

»Endlich kommt Niveau auf!«

Porni grinste schon etwas debil, während die Glut an Floyds Juwel 72 langsam die Zigarette hinunterkroch und schließlich den Filter erreichte, der sofort zu stinken begann. Floyd rauchte immer dieses Kraut, bei dem einem schon vom Geruch die Lust verging. Niemand aus unserer Clique hätte gewagt, jemals mit diesem Zeug in der Öffentlichkeit aufzukreuzen, Juwel 72 waren die unterste Stufe der Zigarettevolution. Aber bei ihm zu Hause lagerten Tonnen von dem Kraut, da seine Mutter darauf schwor. Zugegebenermaßen hatte das den Vorteil, dass Floyd nie sein eigenes Geld fürs Rauchen ausgeben musste und sich definitiv niemand bei ihm Zigaretten schlauchte.

»Floyd raucht diese Scheiße immer noch bis zum Fingernagel! Hast du bei deiner Mutter in der Handtasche nichts Besseres gefunden?«

Pornis Witze waren schon mal besser gewesen, aber wenigstens bemühte er sich. Ich wusste das zu schätzen. Floyd hingegen zog noch immer eine finstere Miene, als hätte man ihn zu zehn Jahren Zwangsarbeit in der Braunkohle verurteilt. Obwohl es in unserer Stammkneipe eigentlich wie immer war, ahnte er natürlich, dass wir ihm unsere Entscheidung nun möglichst schonend beibringen wollten. Dass die Stimmung in der Band seit Wochen angespannt war, war ihm nicht entgangen – dass wir uns tatsächlich schon entschieden hatten, alle Brücken in Potsdam abubrechen, wusste er nicht. Unsere Entscheidung würde die Freundschaft auf eine harte Probe stellen. Es war ja nicht so, dass uns die ganze Geschichte völlig kaltließ. Leider war Potsdam jedoch ein Dorf, und das würde so bleiben bis in alle Ewigkeit. Von hier aus startete man keine Musikkarrieren, das wusste selbst Floyd. Was sollten wir also noch in dieser Gegend? Unser Entschluss stand fest. Sollten wir deswegen die nächsten Wochen mit gesenktem Haupt und schlechtem Gewissen durchs Gelände schleichen?

Ich kannte Floyd, seitdem ich in die Schule gekommen war. Zumindest vom Sehen, er war eine Klasse über mir und gehörte zu den Jungs, die

den Schulhof beherrschten, zumindest auf seine sehr eigene Art. Wir hatten nicht viel miteinander zu tun, bis er eines Tages zum Schuljahresanfang in unserer Klasse stand und einen freien Platz suchte.

»Mike, bei dir ist doch noch frei!«

Es war mehr eine Ansage als eine Frage, unsere Klassenlehrerin hatte die Sitzordnung erst vor wenigen Minuten festgelegt und war wohl selbst am meisten überrascht, dass wir jetzt noch einen Sitzenbleiber zugewiesen bekamen.

Floyd saß also neben mir, wir grinsten uns an und waren uns von Anfang an sympathisch. Dass er Musik liebte, war unschwer an seiner Federtasche zu erkennen, die über und über mit Bandnamen verziert war. Er trug Westklamotten, die es im Intershop nicht zu kaufen gab, aber er gab damit nicht an. Unter der Schulbank steckte er mir heimlich Kaugummis zu, die er von seinem Vater geschickt bekam, der in Westberlin lebte. Floyd war ein sportlicher Typ und ungewöhnlich groß für sein Alter, deshalb hatte er es auf dem Schulhof nie nötig, sich an den Revierkämpfen zu beteiligen. Er sprach überhaupt sehr wenig, stand oft abseits und beobachtete die Szenerie geringschätzig mit heruntergezogenen Mundwinkeln. Er war still und galt deshalb als arrogant, hatte er allerdings jemanden in sein Herz geschlossen, dann konnte man sich auf ihn verlassen. Die Klasse musste er nicht wiederholen, weil er schlecht in der Schule gewesen wäre. Ganz im Gegenteil, wenn ein Thema ihn wirklich interessierte, dann war er sofort Feuer und Flamme und übertrieb oftmals. Leider gab es nicht viele Themen, an denen er Interesse gehabt hätte, schulische Dinge gehörten nicht dazu – wie überhaupt nur wenig, das ein gewisses Maß an Anstrengung erforderte.

Floyd lebte mit seiner Schwester und seiner Mutter allein in einer Wohnung und hatte gewisse Freiheiten. Er durfte so lange draußen bleiben, wie er wollte, er durfte zu sich nach Hause mitnehmen, wen er wollte, und so kam es, dass Floyds Kinderzimmer für uns der wichtigste Treffpunkt nach der Schule wurde. Später war Floyds Zimmer auch das erste, in dem geraucht wurde, obwohl wir gerade einmal vierzehn waren.

Es war schon merkwürdig mit ihm. Floyd war der musikbesessenste Typ, der mir jemals über den Weg gelaufen war, und eigentlich war er nur zu faul, um ein Instrument zu erlernen. Er bewunderte meinen Tatendrang, aber er scheute die Mühe. Ihm reichte die Musik aus der Konserve. Nach der Schule saßen wir fast täglich stundenlang in seinem Zimmer und tauschten von Rekorder zu Rekorder unsere Schätze aus.

Floyd war anfangs Stones-Fan, aber eigentlich nur weil sein Onkel, der Seemann war, mit einem Konzertbesuch bei den Stones angab, der bereits Jahrhunderte zurücklag. Sein Onkel besaß sämtliche LPs und sogar ein paar rare Singles von den Stones und gab überhaupt einen Großteil seines Gehalts für Schallplatten aus, wovon Floyd und ich natürlich profitierten. Seine alte Eintrittskarte von dem sagenumwobenen Konzert im Londoner Hyde Park hütete er wie seinen Augapfel. Sie prangte, in einen überdimensionalen Bilderrahmen eingefasst, unübersehbar im Wohnzimmer direkt über dem Fernsehapparat. Wir waren uns zwar sicher, dass Floyds Onkel log, bis sich die Balken bogen, aber wir hörten seine Geschichten gern.

Floyd mutierte wenig später, für seine gleichaltrigen Mitmenschen Anfang der Achtzigerjahre nicht so ohne Weiteres nachvollziehbar, zum Kinks-Fanatiker. Kurz nachdem er sich die Buchstaben KINKS eigenhändig auf seine Jeans gestickt hatte – er hatte das in der Stadtbuslinie bei einem AC/DC-Fan gesehen –, kam natürlich, was kommen musste.

»Kinks ist falsch geschrieben!«, maulte ein Depp aus der Parallelklasse, »das wird mit G geschrieben! Hast du kein Englisch?«

Wenn es Queen gab, dann durften die Kings logischerweise nicht fehlen, doch für so viel Unkenntnis gab es sofort Nachhilfeunterricht in Form eines blauen Auges. Was Musik anging, verstand Floyd keinen Spaß.

Porni seinerseits hatte ich an der Musikschule bei einer Probe der Big Band kennengelernt, die dort jeden Donnerstagabend stattfand. Was anfangs noch ganz spannend war, machte mit der Zeit keinen Spaß mehr. Ich mochte die Stücke nicht, die wir spielten, ich mochte den

Big-Band-Leader nicht, der auf Schlager stand, und ich mochte meine Mitmusiker nicht, die ihre Anwesenheit als notwendiges Übel erachteten und sich, so oft es ging, entschuldigen ließen. Und dann eines Tages bog Porni um die Ecke des langen, frisch gebohnerten Gangs der Musikschule und grüßte mich schon von Weitem. Ich wusste gar nicht, womit ich das verdient hatte. Anscheinend kannte er mich, obwohl ich mich nicht daran erinnern konnte, ihn jemals gesehen zu haben.

Optisch erinnerte er mich sehr an Floyd, er war schlaksig und mindestens genauso groß wie er. Trotzdem war Porni natürlich ein komplett anderer Typ, er trug sein Herz auf der Zunge und sagte direkt das, was er dachte, was nicht immer zu seinem Vorteil war. Er sah sich kurz im Raum um, versuchte, die Charaktere der anderen Musikschüler einzuschätzen, und probierte sich sofort in der Chefrolle, sehr zur Freude unseres Lehrers, der die Chance gekommen sah, sich während der Probe etwas auszuruhen. Von nun an verdiente Herr Clemens sein Geld quasi im Schlaf.

Porni hatte Talent, ihm fiel das meiste in den Schoß. Und ich mochte Typen, die sich erst einmal einen Überblick verschafften und herumprobieren, anstatt wie ich sofort verbissen ins Detail zu gehen und hinterher an den eigenen Ansprüchen zu verzweifeln. Porni nahm alles locker. Wir hatten denselben Nachhauseweg, zumindest bis zum Bassinplatz, wo wir uns später trennten und in die verschiedenen Stadtlinien umstiegen. Bis die Straßenbahn oder der Bus kam, legten wir unser Geld zusammen und gaben es am Kiosk aus, zuerst für Kakao und Pfefferminzbonbons, später für Zigaretten und Bier.

In einer eigenen Band zu spielen war das Allergrößte, gar keine Frage. Und mit unserer Band hatten wir alles erreicht, was man in jungem Alter und in diesem Provinzkaff erreichen konnte. Über kurze Zeit verfügten wir sogar über einen Proberaum, auch wenn wir diesen in den letzten Monaten an jedem Wochenende gegen den dort ebenfalls beheimateten Schachklub des SC Dynamo Potsdam verteidigen mussten.